Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 505. **Freitag** den 18. October 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. October.

Der „**Vorwärts**“ bringt zur Reinigung seiner Partei von der **Mitschuld an der Mülhausener Mordthat** eine dermaßen einfältige Geschichte bei, daß man sie doch nicht Anderes denn als einen Verlegenheitsbehelf des Schuldbewußtseins ansehen kann. Das Blatt läßt sich telegraphiren, die Bluthat sei ein Act der Privatrache, verübt, weil der Mörder „vor Jahren“ einmal von dem Ermordeten mißhandelt worden sei. Das Blatt setzt voraus, daß diese Thatsache die bürgerliche Presse nicht überzeugen werde, und schimpft im Voraus nicht undeutschtlich auf solche Verstocktheit. Aber selbstverständlich ist jene Albernheit und diese Entrüstung nicht auf die Gegner berechnet, sondern auf die Gefolgschaft, die sich doch auch ihre Gedanken über die sich häufenden Schandthaten von der socialdemokratischen Schule entwachsenen und zur anarchistischen Academie übergegangenen Menschen macht, und unter der gewiß Tausende waren, die einem und dem andern seine Beiträge zur socialdemokratischen Parteicasse noch leistenden „Genossen“ lenken, von dem sie sich sagen: dessen Gehirn wird bei uns auch bald genug so weit verbrannt worden sein, um ihn zu Aehnlichem fähig zu machen. Und wie über das Sedansfest, so haben auch über „Befreiungsthaten“ wie die Caserio's recht viele Parteigenossen eine andere Meinung, als Herr Bebel, der voriges Jahr in Stuttgart dem Mörder Carnot's eigentlich nur einen error in objecto verargt hat. Da soll vorgebeugt werden, und das wird wohl auch gelingen. Aber den nicht zum revolutionairen Socialismus Vorgedrungenen werden die socialdemokratischen Führer weder durch Klage, noch durch dumme Erzählungen die Wahrheit verschleiern, daß in Mülhausen der Mordwaffe eines durch die Socialdemokratie zum brennenden Haß gegen die Glieder der bürgerlichen Gesellschaft entflammten Menschen das Leben eines dieser Glieder zum Opfer gefallen ist. Und ebensowenig die andere Wahrheit, daß bei persönlicher Disposition der Individuen die socialdemokratische Lehre den auf Einzelverbrechen gerichteten Sinn naturgemäß erweckt. Die Socialdemokratie bezeichnet die Gesammtheit der nicht zu ihr Stehenden als reif für das Messer; kein Wunder, daß sich unter ihren Aceptten Leute finden, die den Zeitpunct, wo die Partei als solche die Blutarbeit zu verrichten gedenkt, nicht abwarten mögen und unter anarchistischer Anleitung zur That schreiten; aber der socialphilosophische Gegensatz, der zwischen der socialdemokratischen und der anarchistischen Lehre ja unbestritten vorhanden ist, besitzt solchen seelischen Processen gegenüber auch nicht das Gewicht einer Flaumfeder und ist deshalb auch völlig bedeutungslos bei der Antwort auf die Frage der Verantwortlichkeit für Verbrechen, wie die Ermordung des Fabrikanten Schwartz. Das sieht auch die freisinnige Presse ein, und da ihr die Wahrheit aus wahltaktischen Gründen unbequem ist, so fälscht sie entweder die zur Beurtheilung des Mülhausener Falles, theilweise sogar — in einem unbewachten Augenblick — von einem socialdemokratischen Blatte beigebrachten Thatsachen, oder sie vertauscht den Gegenstand der Erörterung, die sich an den Mord knüpft, indem sie sagt: Verbrechen wie dieses kann kein Gesetz gegen die revolutionairen Umtriebe verhindern, weder ein gemeines, noch ein Ausnahmegesetz. Auf der Thorheit, dies zu behaupten, hat sich aber auch Niemand betreffen lassen. Es handelt sich nicht um die Verhütung und Repression von Unthaten, die von den bestehenden Strafgesetzen getroffen werden, sondern einmal darum, daß die bürgerlichen Elemente die Socialdemokratie nicht in ihren Bemühungen unterstützen, die Möglichkeit des Zusammenhanges der socialdemokratischen Agitation mit anarchistischen Verbrechen zu bestreiten, sodann um das Auffinden von Mitteln und Wegen, um eine Propaganda einzudämmen, die die ihr Verfallenen unausgesetzt mit Gedanken der Gewalt erfüllt, so daß Einzelne selbst über das von der Socialdemokratie vorläufig gewollte „Maß der Energie“ hinausgehen. Daß der augenblicklichen Lösung der gesetzgeberischen Aufgabe die innerpolitischen Verhältnisse entgegenstehen, ist eine von uns oft geäußerte Ueberzeugung, die, wie aus seinem Telegramm an den Statthalter von Elsaß-Lothringen hervorgeht, auch vom Kaiser getheilt wird. Die „Nordd. Allg. Zeitung“ spricht sich heute in gleichem Sinne aus, nur daß sie die Initiative der Regierung in einer Art nebensächlich behandelt, die für die verantwortlichen Leiter des Staates ebenso wenig schmeichelhaft, als für die Bevölkerung beruhigend ist. Wenn unter Initiative lediglich die Vorlegung irgend eines Gesetzes gegen die Socialdemokratie verstanden wäre, so würden wir uns, manches Schiefe, was das Regierungsblatt über die Geschichte der letzten zwölf Monate verbringt, mit Stillschweigen übergehend, in Anerkennung der Thatsache bescheiden, daß der Reichstag an dem Fehlschlagen der im vorigen Jahre eingeleiteten „Action“ mindestens ebenso stark betheiligt war, wie die Regierung. Aber das Regierungsorgan schiebt auch ausschließlich dem Volke die Aufgabe zu, einen Wandel herbeizuführen, der künftigen Unternehmungen — vernunftgemäß können darunter nicht nur solche gegen die Socialdemokratie, sondern überhaupt Leistungen positiver Art verstanden werden — das Gelingen sichert. Diese Ueberwälzung beruht auf einer Verkennung der Pflichten der Regierenden, die — es ist ihnen das gerade oft genug gesagt worden — die Bedingungen eines strafferen Zusammenfassens der nationalen Kräfte schaffen müssen. Die Initiative in diesem Sinne dem Volke überantworten, würde einer Abdankung der Regierung gleichkommen, denn „regieren“ bedeutet „leiten“, „lenken“.

Die **ultramontane** „Köln. Volksztg.“, die sich aus Zweckmäßigkeitsgründen den Anschein giebt, an einen Zerfall der Socialdemokratie zu glauben, und die von einem energischen Vorgehen gegen die Umstürzler, so lange dabei nicht **das Beste** für die ultramontanen Machtgelüste ausfällt, nichts wissen will, schreibt:

„Nicht allein Ausnahmegesetze schützen die Partei vor Spaltungen, auch Ausnahmebehandlung wirkt als „eiserner Reifen“. Darum ist es eine große Thorheit, wenn gewisse Blätter sich immer so sehr darüber ereifern, daß man die Socialdemokratie als gleichberechtigte Partei behandele, statt sie überall in Acht und Bann zu thun.“

Ei, warum hat denn das Centrum, wenn es so gesonnen ist, nach dem 23. März nicht Herrn Singer zum ersten Vicepräsidenten des Reichstages gemacht und statt seiner ein Mitglied der winzigen Volkspartei gekürt? Die numerisch in Betracht kommende Partei war, da die Nationalliberalen und die Conservativen sich weigerten, Männer zu stellen, unstreitig die Socialdemokratie. Nicht einmal den geforderten Schriftführerposten hat ihr die Partei der für Gleichberechtigung schwärmenden „Köln. Volksztg.“ bewilligt. Das Alles aber kann binnen sechs Wochen gut gemacht werden. Wir wollen sehen, ob es geschieht. Es würde vielleicht die ganz erwünschte Wirkung haben, dem deutschen Volke nicht nur über die Folgen seiner unseligen Lauheit gegenüber dem Ansturm der Umstürzler, sondern auch über die Berechtigung der Renommage des Centrumsapostels Dr. Lieber, das katholische Volk sei allein im Stande, die Welt vor den Gewalten des Umsturzes zu bewahren, die Augen gründlich zu öffnen.

In **Frankreich** scheint der Plan der Schaffung einer Colonialarmee festere Gestalt anzunehmen. Die Fehler und üblen Erfahrungen, die man bei der Einleitung der Expedition gegen die Howas gemacht hat, tragen das ihrige dazu bei, die Frage brennend zu machen, und so ist kaum zu zweifeln, daß sich demnächst auch die Volksvertretung mit ihr zu befassen haben wird. Die öffentliche Meinung in Frankreich ist beunruhigt durch die Art der Kriegführung, die bei den Feldzügen in Tunesien, Tonkin, Dahomey und Madagaskar zur Anwendung gekommen ist, und erklärt es für gefährlich, die heimatlichen Armeecorps zu schwächen, um die überseeischen Colonien zu vertheidigen. Man verlangt, daß die großen Opfer, die das Land zur Sicherung seiner militairischen Macht zu tragen hat, endlich im vollen Umfang ihrem wahren Zweck dienstbar gemacht werden: „der nationalen Vertheidigung“. Was man unter diesem Ausdruck in Frankreich versteht, ist bekannt genug. Schon während des Kriegs in Tonkin erhob sich von vielen Seiten die Klage, daß man in Hinterindien die nationale Kraft vergeude, statt unausgesetzt auf das „Loch in den Vogesen“ zu schauen. Dem Wunsche, der Wehrkraft des Mutterlandes durch die Colonialpolitik und ihre Folgen kein Titelchen entzogen zu sehen, entstammt auch der Gedanke der Schaffung eines besonderen Colonialheeres. Das ergiebt sich ohne Weiteres aus dem Hauptpunct des Cavaignac'schen Vorschlags, der darin besteht, das jetzt in Algerien und Tunis liegende 19. Armeecorps mit einer Friedensstärke von nicht weniger als 70 000 Mann zu zerlegen und seine französischen Bestandtheile nach Frankreich überzuführen. Aus den in Afrika frei werdenden Truppentheilen (8 Infanterie-Regimenter, 2 Cavallerie-Regimenter und 2 Artillerie-Regimenter) will Cavaignac ein neues Armeecorps bilden, das, ebenso wie das bereits bestehende Corps ob, möglichst nahe an die Ostgrenze gerückt werden soll. Das ist des Pudels Kern und die Rochefüsse Cavaignac's, die sich den Anschein geben, vor Allem auf eine Ersparniß hinzuzielen, können ihm kein anderes Gesicht verleihen. Die grundlegenden Artikel des Cavaignac'schen Entwurfs enthalten u. A. folgende Bestimmungen: „Die Aufgabe der Colonialarmee besteht darin: die innere und äußere Sicherheit der französischen Colonien und der unter Frankreichs Schutzherrschaft gestellten Länder mit Einschluß Algeriens und Tunesiens zu verbürgen; die nöthigen Truppen für die überseeischen Expeditionen zu liefern, eintretenden Falls bei der Vertheidigung des Mutterlandes mitzuwirken.“ Diese letztere Bestimmung interessirt uns Deutsche bei dem ganzen Project am meisten.

Ueber den am **Congo** ausgebrochenen Militairaufstand und seine Folgen veröffentlicht die Congoregierung in der „Etoile“ hochinteressante Aufschlüsse. Der Aufstand ist im Juli in Lulua burg ausgebrochen, und die meuterischen Batelela-Soldaten waren, nachdem sie den wegen seiner unmenschlichen Härte verhaßten Captain Pelzer ermordet hatten, mit Waffen und Munition nach dem Osten abgezogen. Der bereits gemeldete Tod der belgischen Officiere Bellen und Shaw beweist, daß die Meuterer ihr Heimathland Batelela erreicht haben und im Werke sind, die Eingeborenen, deren Sprache sie sprechen und auf welche sie Dank ihren Hinterladern großen Einfluß ausüben werden, zum Aufstande zu bewegen. Die Bestrafung der Schuldigen ist sicher, aber sie wird mörderische Kämpfe und neue Menschenleben kosten. Bellen und Shaw sind in Kabinda, nach dem eingeborenen Häuptling auch Lunga genannt, am Ufer des Sankuru getödtet worden. In Kabinda stand Shaw mit 50 regelmäßigen Soldaten; die Meuterer, welche in den Magazinen von Lulua burg nur 150 Hinterlader gefunden hatten, griffen Kabinda an, um sich auch dort der Gewehre zu bemächtigen. Inzwischen hatte Captain Gillain aus Lusambo den Lieutenant Bellen mit 500 nur mit Percussionsgewehren ausgerüsteten Schwarzen dem Shaw zur Hilfe gesendet, aber die trefflich bewaffneten Meuterer siegten, tödteten die beiden Officiere, und ihr Tod war das Signal zur Zersprengung der Congotruppen. Die Meuterer sind auf Hanru, das Herz Batelelas, marschirt. Der daselbst mit einem schwachen Posten stehende Lieutenant Augustin hat sich zweifellos nach Osten zurückziehen müssen. Es ist sicher, daß der Congostaat der Meuterei Herr werden und die Meuterer exemplarisch bestrafen wird, denn schon ist ihnen Commandant Michaux mit 400 regelmäßigen, den Batelela ganz fremden Soldaten auf den Fersen. Ueberdies treten den Meuterern bei ihrem weiteren Vormarsche große congostaatliche Truppenmassen entgegen, welche in Nyangue Capitain Stevelinck, in Kassongo Capitain Doorene und in Kambambaré Lieutenant Hamburgin befehligen. In Lusambo bürgt der Commandant Gillain gegen jede Erhebung der Eingeborenen. Bei dem Ausbruche des Aufstandes stand die Mehrheit der Eingeborenen den Weißen treu zur Seite. Der Häuptling der Zapozap rettete mit seinen Leuten dem schon verwundeten Lieutenant Cassart das Leben und schützte die Station Lulua burg und ihre Missionen. Die Anweisungen der Congoregierung sind am Congo nicht beachtet worden. Sie hatte die Verwendung von Soldaten in einem Bezirke, aus dem sie herstammen, verboten, die Batelela durften nicht in Lulua burg stehen. Nach dem dortigen Ausbruche des Aufstandes haben die belgischen Officiere sofort in berechtigter Vorsicht die noch treu gebliebenen Batelela entwaffnet und per Dampfer nach Leopoldville gesendet; aber diese Maßnahme hat die Verfolgung der Meuterer verzögert, und das rächt sich. — Capitain Dhanis ist mit einer Mission im Osten des Congostaates betraut.

In **Abessynien** scheint ein Stillstand eingetreten zu sein. General Baratieri hat allerdings den Ras Mangascha rasch vor sich hergetrieben und ganz Tigre in seine unmittelbare Gewalt gebracht, jetzt steht die italienische Regierung aber vor der Entscheidung, ob man in den Kampf gegen den Negus Negest Menelik eintreten soll oder nicht. Wie es scheint, ist der Kaiser von Aethiopien, wie er sich in den nach Europa gerichteten Schriftstücken nennt, sehr zum Frieden geneigt. Auch in Rom wird die Regierung wohl auf solche Verhandlungen eingehen; denn nach dem Ausspruche des Generals Baratieri selbst würde man die italienischen Truppen in Eritréa gerade verdoppeln müssen, um in einem Kriege mit Menelik die strategischen Puncte, die man im Rücken läßt, hinreichend besetzen zu können. Italien würde sich wohl zu einem Friedensschlusse bereit finden lassen, wenn Menelik auf gewisse Bedingungen eingeht. An erster Stelle verlangt man in Rom die Anerkennung der italienischen Oberhoheit über das abessynische Reich. Sie war schon im 1889er Vertrage von Uschalli stipulirt, wonach Abessynien mit den europäischen Mächten nur durch Italien verhandeln sollte. Menelik erkannte das aber von Anfang an nicht an. Ferner müßte das Land Tigre ganz an Italien abgetreten werden und der Negus sich zur Abrüstung entschließen. Die Frage ist nur, ob Menelik die Bestimmungen und Verpflichtungen des neuen Vertrages besser als früher halten würde. Aus dem jetzigen Feldzuge des Generals Baratieri gegen Ras Mangascha geht noch in stärkerem Maße als im Frühjahr hervor, daß die Abessynier nicht im Stande sind, den italienischen Truppen Stand zu halten. Wenn man bedenkt, daß die Abessynier vor fast 20 Jahren die egyptische Armee unter dem Prinzen Hassan vollkommen vernichteten, den Prinzen selbst gefangen nahmen und daß Ras Alula mit seinen Banden fast ein Jahrzehnt lang den Schrecken der Egypter am Rothen Meere bildete, dem Niemand Widerstand zu leisten wagte, so hat sich die innere Kraft dieses Volkes wesentlich verändert. Dazu kommt

---

Feuilleton.

Schwere Kämpfe.

Roman aus dem großen Kriege.

41] Von Carl Tanera. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Herr Oberleitnant! Verschaff'n S' mir a so a großi Portion Opium oder a anders Pülverl, daß es mi' umbringt. Dees schütt'n S' mir ins Wasser, un' gebn S' es mir z'trink'n.“

„Huber! Wo denken Sie hin? So schlimm steht es mit Ihnen noch nicht.“

„Ja, Herr Oberleitnant, so schlimm steht's scho'. Sehgn S' nur die zwoa Stump'n an. Was soll i denn mit dene no af der Welt mach'n. I' bin ja z' gnar nix meh' nutz. Und a Braut hab' i' aa. Dere kann i' do' nit zuamnath'n, daß can solch'n Krüppel heirath'. S' is' es Gscheidt'st, i' geh' weg vun der Welt.“

„Nein Huber. Das ist noch lang nicht nöthig. Sie können auch ohne Hände noch einen Beruf erfüllen. Sie werden Aufseher in einem königlichen Schloß oder in einem Museum werden, wo man einen ehrlichen, verläßigen Menschen braucht, auch wenn er keine Handarbeit mehr verrichten kann. Für Ihr Leben wird der Staat sorgen, und ich will mir alle Mühe geben, daß man Sie so gut entschädigt, wie es nur möglich ist. Sie sollen keinen Mangel leiden. Und Ihre Braut! Die wird so ehrenwerth sein, daß sie Sie doch nimmt.“

„O mein, Herr Oberleitnant. Sell is' all's mit gwiß. Sie woll'n uns blos trößt'n. Na, na, für mi' is' es am best'n, i' fahr' ab. Wann S' mi a bisserl gern haben, nacher erfüllen S' mei' Bitt.“

„Nein Huber. Das kann ich nicht. Haben Sie denn noch gar nicht daran gedacht, welche Sünde Sie begehen wollten? Vergessen Sie, daß Sie vielleicht die ewige Seligkeit aufs Spiel setzen, wenn Sie sich selbst ums Leben bringen würden?“

Diese Worte schienen dem Jäger mehr als alle anderen Trostgründe zuzusetzen. Ganz leise flüsterte er: „An dees hab i' freili' no' nit denkt.“

Horn erfaßte diese Stimmung des armen Menschen sofort und sprach zu ihm so ganz in dem frommen Sinne, wie die Söhne der Hochalpen, deren einer Huber auch war, erzogen sind. Nachdem er ihm die schwere Sünde des Selbstmordes noch wiederholt vorgestellt, erzählte er ihm umgekehrt von der Belohnung durch den gerechten Gott, von den Freuden, die einen frommen Dulder im Jenseits erwarteten ꝛc.

Durch solche Worte brachte er es wirklich dazu, daß der so schwer Verwundete sich faßte und zuletzt ihm versprach, in Geduld sein schweres Geschick zu ertragen. Horn theilte ihm noch mit, daß er einen leicht Verwundeten beauftragen werde, ganz zum Dienste Huber's bereit zu sein, streichelte ihm die Wange und wollte dann gehen. Huber rief ihm noch mit halb durch Thränen erstickter Stimme nach: „Herr Oberleitnant, Sie hamm mir mehr zu g'sprech'n als wie a irdisches Wesen. 's woar mir, als ob i 'n Herrn Pfarrer un' mei' selige Muattern z'gleich g'hört hätt'. Dees mög Ehane der lieab Herrgott vergelt'n. I' kanns ja do' nit.“

Tiefbewegt streichelte der Officier nochmals seinen Jäger, winkte ihm noch einen Gruß zu und verließ dann die Stube. Nun bat er den Arzt, ihm einen nur am linken Arm verwundeten Jäger der 3. Compagnie herbeizurufen und befahl diesem, immer bei Huber zu bleiben und für ihn wie für einen Bruder zu sorgen.

„Wenn ich erfahre, daß Sie bei ihm ausgehalten haben, bis er in einem großen Lazareth in durchaus sicherer Versorgung ist, so soll es gewiß nicht Ihr Schade sein.“

„Der Herr Oberleitnant derf'n si' af mi' verlaß'n. I' hab' ja den Huber sell' so gern. Es soll ehame nix fehl'n.“

„Ich vertraue Ihnen. Gute Besserung. Adieu, Brechtein. Auf Wiedersehen.“

Jetzt setzte er sich wieder auf seinen von Witzelberger bereit gehaltenen Orléans und ritt seiner Brigade nach.

„Donnerwetter. Das hat mich doch angegriffen. Hätt' auch nie gedacht, daß ich wie ein geistlicher Herr zureden müßte.“

Weiter konnte er sich aber mit der erlebten Scene nicht mehr beschäftigen. Der Dienst forderte von Neuem die volle Aufwendung aller Körper- und Geisteskräfte des Officiers. Man marschirte ja wieder gegen den Feind, in die zweite Schlacht von Orléans.

20.

Das Wetter hatte sich aufgeheitert. Ein freundlicher blauer Himmel wölbte sich über der weiten Schneelandschaft, und auch die Kälte ließ einigermaßen nach, wenngleich das Thermometer immer noch mehrere Grade unter Null zeigte. Horn ritt längs der Marschcolonne langsam vor, um sein Pferd zu schonen. Wer wußte, ob es nicht heute noch genug angestrengt werden würde! So kam er allmählich zum 2. Bataillon des 3. Regiments. Er beabsichtigte, sich nach dem Verbalten des Landwehrlieutenants von Hast bei dessen Hauptmann zu erkundigen und fragte nach der 8. Compagnie.

„Sie marschirt heute an der Spitze.“

„Danke vielmals.“ Er trabte vor und wollte den ihm gut bekannten Chef der Compagnie fragen.

„Wo ist denn der Hauptmann Heigl?“

Auf seinen Ruf drehte sich der vor der ersten Section reitende Officier um, und Horn erkannte zu seiner wenig angenehmen Ueberraschung wieder den Lieutenant von Hast. Dieser antwortete etwas malitiös: „Hauptmann Heigl ist gestern bei Château Gourry gefallen. Ich führe die Compagnie. Wenn Sie gekommen sind, um sich wie ein Aufseher nach dem Betragen des gestern auf Vorposten gestandenen Zugführers zu erkundigen, so müssen Sie jetzt wohl oder übel mich selbst fragen.“

„Herr Lieutenant, ich komme nicht als ein Aufseher, wie Sie doch etwas stark geschmacklos meinten, sondern als älterer Officier, um zu erfahren, ob ein jüngerer Kamerad es wieder gut gemacht hat, daß er sogar vor dem Feind einige Zeit seine Pflicht vergaß. Ich bitte, daß Sie sich dies scharf in Erinnerung bringen.“

Herr von Hast erröthete aus Aerger über die abermals erhaltene Lehre und entgegnete nichts mehr. Horn grüßte ihn ceremoniell, ritt stumm an ihm vorbei und erkundigte sich bei dem Bataillonscommandeur in unauffälliger Weise über den Landwehrlieutenant. Zu seiner aufrichtigen Freude erfuhr er nur Günstiges. Herr von Hast war während der ganzen Schlacht ein gutes Beispiel eines tapferen Soldaten gewesen. Nunmehr machte sich Horn keine Skrupel mehr, weil er den Lieutenant nicht zur Anzeige gebracht hatte. Er vermied es aber auch, noch einmal mit dem unsympathischen Menschen zusammen zu treffen, und ritt weiter zu seinem General. Die Schlacht vom 2. hatte im Stabe der 3. Brigade fürchterlich aufgeräumt. Der General selbst war mit einen leichten Prellschuß durchgekommen, der ihn zwar schmerzte, aber doch nicht verhinderte, im Dienst zu bleiben. Der Generalstabsofficier war aber so verwundet worden, daß er in einem Wagen nachfahren mußte, der Brigadeadjutant hatte den Heldentodt gefunden, und ein anderer dem Stabe zugetheilter Officier war ebenfalls schwer verwundet worden. Dadurch häuften sich die dienstlichen Aufgaben für Horn immer mehr. Er konnte daher vorerst nicht daran denken, zu den 76ern zu reiten, um Thorstraten Genaueres mitzutheilen. Er mußte sich beschränken, auf einer Feldpostkarte in allgemeinen, nur dem Leser verständlichen Ausdrücken ihm zu erzählen, was sich ereignet hatte. Ob und wann dieser die Karte finden werde, war zweifelhaft.

Während des Reitens schrieb Horn auch eine Karte an seine Mutter und theilte ihr in Kurzem die Erlebnisse der letzten Tage mit, so weit sie für sie Interesse hatten. Sie sollte wenigstens auch durch ihn selbst erfahren, daß er noch lebte. Es war dies ja ein weit besserer Trost, als wenn sie nur seinen Namen nicht in den durch den Telegraphen der Heimath mitgetheilten Verlustlisten las. Mehr konnte er nicht thun. Zu einem längeren Brief gab es jetzt keine Zeit.

Der Vormarsch der Brigade endete bald. Gegen 10 Uhr Vormittags hörte man dumpfe, tiefe Schläge.

„Was ist das? Das sind doch keine Geschütze, wie wir sie bisher vernahmen?“

„Nein, meine Herren. Das werden schwere Festungsgeschütze sein. Die Franzosen sollen ja um Orleans herum eine Art von befestigtem Lager angelegt haben.“

„Das kann der Fall sein. Nun, wir wollen sehen, ob sie in Schanzen uns besser Stand halten können. Ich glaube es nicht, denn unsere Leute brennen ja darauf, wieder in das verlockende Orleans einzuziehen. Die können wir jetzt auch gegen Feldwerke zum Sturm vorführen.“

Ein aufsprengender Ordonnanzofficier des Divisionsstabes unterbrach das Gespräch.

„Die dritte Brigade hat in der Mulde nördlich Saugy in Bereitschaftsstellung aufzumarschiren. Sie bildet die Reserve des Armeecorps.“

Die Bewegung war schnell ausgeführt. Hierauf ließ der General die geschlossene Brigade bis in die Nähe einer flachen Höhe vorrücken. Hier konnte man sie von der französischen Seite aus nicht sehen. Plötzlich flog ein dicker schwerer Gegenstand mit einem an das Rollen eines Eisenbahnwagens erinnernden Geräusch über die ganze Brigade hinweg, schlug auf, sauste nochmals in die Höhe, fiel wieder zur Erde, spritzte Schmutz und Schnee nach allen Seiten um sich und blieb dann liegen. Es war eine der dicken Festungsgranaten, welche in ihrer Gestalt lebhaft an einen großen Zuckerhut erinnerten und daher auch bald von allen Leuten so benannt wurden. Sie crepirte nicht, so daß nach einigen Minuten mehrere Officiere

SLUB
Wir führen Wissen.